

KIRCHE

Jahresthema 2024
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Aufland Werkstattbuch 9

KIRCHE

Jahresthema 2024
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Berichte zum Thema Kirche im Oderbruch
Herausgegeben von Kenneth Anders und Lars Fischer
mit einem Fotoessay von Michael Anker



Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit Genehmigung
2024 Aufland Verlag GbR
Croustiller 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

ISBN 978-3-944249-43-8

Inhalt

- 11 Vorwort
Kenneth Anders & Lars Fischer
- 14 Wir haben zu hören und nicht nur zu reden
Dorothea Dressel, Pfarrerin im Ruhestand in Seelow
- 19 Kirche prägt Lebenswege!
Franziska Jany, Kinder- und Jugendhospizdienst Märkisch-Oderland
- 27 Ehrfurcht vor dem Leben ist das Einzige, was trägt
Christian Gehlsen, Pfarrer im Ruhestand in Frankfurt (Oder)
- 36 Gemeinschaft macht Spaß
Jule Niemann und Paul Heinemann, Konfirmanden
- 40 Begegnung gehört zum Kerngeschäft von Kirche
Gudrun Anders, Gemeindeälteste in Neutornow
- 48 Ein Lied. Ein Ausdruck. Eine Dankbarkeit.
Christiane Moritz, Kirchenmusikerin in
der evangelischen Gemeinde Wriezen
- 52 Jetzt muss man hier mit anschieben
Sebastian Blache, Gemeindeglieder in Altfriedland
- 60 Es geht um Geben und Nehmen
und auch mal um ein Nein zur Politik
Judith Kroel, Seelow
- 76 Christlicher Glaube spielt bei uns immer eine Rolle
Ingo Schaper, Leiter des CVJM in Seelow

- 83 Mitten im Ort ist eine Wüstenei — das kann nicht so bleiben
Jürgen Kurtz, Podelzig
- 88 Hier sind Menschen, mit denen ich mich verbunden fühle
Renate Jacob, Kirchgemeinde Letschin-Oderbruch
- 94 Die Kirche muss dem Dorf erhalten bleiben
Karl-Heinz Sommerfeld, Fachwerkkirche Sietzing
- 100 Alle Kinder werden angenommen, so wie sie sind
Susanne Röllig-Silex, evangelische Kindertagesstätte »Arche Noah« in Seelow
- 106 Kirche muss Räume schaffen für die Erfahrung mit Gott
Dr. Martin Jenssen, Präses Kirchenkreis Oderland-Spree und Lehrer
am Johanniter-Gymnasium Wriezen
- 126 Trotz schwieriger Momente — meinen
Glauben habe ich nie infrage gestellt
Hans-Erich Winter, Kreissynode in Oderberg
- 134 Da erklingt auch mal die Olsenbande
Ralf Knopke, Leiter des Posaunenchores in Letschin
- 142 Irgendwas finden die Menschen doch in der Kirche
Gisela Sommer, Gemeindeälteste in Neulietzegöricke
- 152 Überall stehen und gehen Dinge mit Menschen
Ramona Schubert, Vorstand vom Klub der Kolonisten Neulietzegöricke e. V.
- 158 Die Kirche wird ein Ort unter vielen
Christian Moritz, Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Wriezen/Oderland

- 164 Wir dürfen das Handtuch nicht hinwerfen
Margot und Heinz Müller, Gemeindeälteste in Wriezen
- 170 Da die politische Kommune und da die kirchliche
Gemeinde: Das wäre nicht gut
Frank Schneider, Pfarrer im Pfarramt Letschin-Oderbruch
- 177 Einfach menschlich handeln
Sandra Zank, Betreiberin des
Kirchencafés »Himmel & Erde« in Kienitz
- 184 Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist
Uwe Groth, Landeskirchliche Gemeinschaft
Märkisch-Hoffnungsland, Bad Freienwalde
- 194 Weil mir die Kraft geschenkt wird
Schwester Brunhilde Börner, Oberin im Ruhestand und
stellvertretende Vorstandsvorsitzende des Missionshauses Malche
- 201 Und zum Vorschein kam: die neue Kirche!
Beatrix Sprutta und Peter Bruck, Seelsorgerin und
Kirchenmusiker in der katholischen Gemeinde in Golzow
- 209 Ich trage den Hijab, das habe
ich selbst so entschieden
Kamala Sayed Ahmad, Friedrichsaue
- 215 Im Leben verwurzelt
Ein Fotoessay von Michael Anker
- 251 Gastbeiträge

- 252 Das Christentum im Oderbruch — woher, wozu und wohin?
Frank Schürer-Behrmann, Superintendent für
den Evangelischen Kirchenkreis Oderland-Spree
- 260 Zugänge zum Glauben
Impuls für ein theologisches Salongespräch von Erhard Wurst
- 267 Über »Gott, Glauben und Geist«
Impuls für ein theologisches Salongespräch von Martin Jenssen
- 273 Predigt — Festgottesdienst zum »Oderbruchtage«
Pfarrer Frank Schneider
- 276 Kirche im Oderbruch
Pfarrer Johannes Eichhorn, Oderberg
- 281 Nur ein paar Nachmittage — ein Bericht
Christian Kohler, Pfarrer in Haselberg und Gefängnisseelsorger
- 285 Zur Stellung der Kirche in der Gesellschaft der DDR
Siegfried Behrend, von 1976 bis 1989 Superintendent des
Kirchenkreises Bad Freienwalde

- 291 Pfarrerin Hella Gregel
Eine Erinnerung von Kerstin Götter
- 294 Fahrradpfarrer Joachim Schreiber aus Neuküstrinchen
Kerstin Götter im Interview mit seiner Tochter Margrit
- 297 Wie ich zur Orgel kam
Dr. phil. habil. Frank Berg, Altfriedland
- 299 Der ländliche Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Oderbruch
Dr. Reinhard Schmook
- 311 Glauben und Macht im Oderbruch
Ein Recherche- und Ausstellungsprojekt
zum Jahresthema KIRCHE
- 333 Die Kirche im Dorf
Ein Theaterstück von Kenneth Anders
- 367 Glossar

Vorwort

Das Jahresthema KIRCHE stellte uns vor besondere Herausforderungen. Die wenigsten Menschen im Oderbruch haben noch eine aktive kirchliche Bindung oder bezeichnen sich gar als Christen, obwohl diese Landschaft einst starke Impulse durch die preußische Religionsfreiheit erhalten und besondere Kraft und Vielfalt im kirchlichen Leben ausgebildet hatte.

Trotz des allgemeinen Bedeutungsverlustes gilt die Kirche im Dorf vielen Oderbrüchern dennoch als ein relevanter Ort für die Gemeinschaft. Es galt, sich in diese Kluft zwischen wachsender Distanz und anhaltender Bindung zu begeben und in Gesprächen auszuloten, inwiefern christliche Gemeinschaften, gebaute Kirchen und gelebte Glaubenspraxis in der ländlichen Gesellschaft des Oderbruchs eine Zukunft haben können.

Die Antwort bleibt natürlich offen, aber das Theaterstück am Ende dieses Buches, in dem sowohl Texte aus der historischen Recherche als auch Passagen aus den Interviews zitiert werden, versucht eine Zusammenchau und Diskussion der Perspektiven.

Außerdem geben wir den Text eines Ausstellungsprojektes zum Verhältnis von Kirche und Staat wieder. Mit »Glauben und Macht im Oderbruch« haben wir im Oderbruch Museum eine Spurensuche durch vier politische Systeme bis in die Gegenwart unternommen.

Das Gespräch haben wir – unserer gewohnten Arbeitsweise folgend – mit sehr unterschiedlichen Menschen gesucht. Es sind junge und alte, traditionell fromme, theologisch versierte und eher zweifelnde darunter, manche haben über die Musik oder über die persönliche Geschichte zur Kirche gefunden, andere haben sich (beinahe) abgewandt. Auch eine junge Muslima haben wir befragt. Die aktiven Pfarrer der Region baten wir, selbst etwas zu schreiben, einige sind der Einladung gefolgt. Der evangelische Kirchenkreis Oderland-Spree hat das Jahresthema

aktiv unterstützt — durch die Bereitschaft zum Gespräch und vor allem durch die Sanierung und Herrichtung der Altranfter Patronatskirche für die Ausstellung zum Jahresthema KIRCHE und die begleitenden Veranstaltungen.

Außerdem fanden Texte zu Gesprächen Eingang in dieses Buch, die Studenten der Hochschule für Nachhaltige Entwicklung in Eberswalde für ihre Projektarbeit »Kirchen im Oderbruch — Perspektiven« geführt haben.

Nicht zuletzt haben einige Menschen dieses Buch — in bisher für uns ungekannter Weise — aus eigenem Antrieb mit Recherchen und Beiträgen unterstützt. Offenbar ist es doch vielen wichtig, wie es mit der Kirche im Dorf und in dieser Region weitergeht.

Wir danken allen, die dieses Jahresthema so engagiert begleitet haben und hoffen, dass das Buch einen Beitrag zur Verständigung über die Zukunft der Kirche in der (ländlichen) Gesellschaft leisten kann.

Dr. Kenneth Anders und Lars Fischer
November 2024

Kirche

Berichte zum Thema
Kirche im Oderbruch

Aufgeschrieben und fotografiert
von Kenneth Anders, Christin Busse,
Lars Fischer, Heike Pander,
Almut Undisz und Tina Veihelmann
sowie Franziska Brose, Anne Lorenz,
Marie Mensch, Elisabeth Schmidt
und Jannis Splieth

Wir haben zu hören und nicht nur zu reden

Dorothea Dressel, Pfarrerin im Ruhestand in Seelow



Ich komme aus einer Familie, in der seit Generation Theologen waren. Mein Vater war Pfarrer in Brandenburg, in Wusterhausen/Dosse. Ich hatte mich ebenfalls für die Theologie entschieden, damals noch mit einem Lächeln meines Vaters, weil es ja recht schwierig für Frauen war, einen solchen Beruf zu ergreifen. Er hatte eine Weile versucht, mir zu sagen: Es gibt da doch so viele gute Tätigkeiten, die eher im Hintergrund stehen, es muss ja nicht unbedingt ein Pfarramt sein, das eine Öffentlichkeit mit sich bringt. Aber er hat mich diesen Weg gehen lassen und sich letztlich gefreut, dass ich mich dafür interessiert habe.

Ich habe 1955 Abitur gemacht und dann in Berlin studiert. Ein Semester konnte ich in Göttingen belegen, die Verwandtschaft hatte

zusammengelegt und mir das finanziert, damit ich noch etwas anderes kennenlernen konnte. Das war für jemanden, der aus der DDR kam, etwas Besonderes. Das Theologiestudium in der DDR war anders als die anderen Fachrichtungen. Die Studenten kamen entweder aus Pfarrersfamilien, oder sie hatten jedenfalls einen kirchlichen Hintergrund durch eine Gemeindezugehörigkeit oder durch die Musik. Es war also ein bisschen familiärer, aber nicht eingekreist. Ich habe am Sprachenkonvent studiert, und dort wurde zum Beispiel immer versucht, den Kontakt zur kirchlichen Hochschule Westberlin zu halten und sich auch sonst nicht abzuschotten. Wir waren Studenten und kein geschlossener Klub, der für die Kirche vorbereitet wurde. Man konnte damals noch nach Westberlin, eine Vorlesung nahmen wir an der dortigen Kirchlichen Hochschule wahr und einige Dozenten lehrten an der Humboldt-Universität, die ja als ein bisschen »rot« galt. Es haben verhältnismäßig viele Frauen dort studiert. Anfangs war noch gar nicht klar, welchen Weg die nachher gehen würden, aber diese Bedenken legten sich alsbald. Politisch war es allemal nicht einfach.

Mich hat die Vielfältigkeit am Pfarrberuf gereizt. Mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, sich mit anderen Schicksalen auseinanderzusetzen, zu sagen: Man kann als Christ leben, auch wenn im Umfeld nur wenige Christen sind und von öffentlicher Seite keine Zustimmung dazu zu erwarten ist. Darauf sind wir gut vorbereitet worden, nicht auf einen ewigen Kampf, sondern darauf, trotz allem ein Teil der Gesellschaft zu bleiben. Wir wussten alle, dass wir an die Kirche gebunden bleiben würden, wobei die Beziehungen zur Kirche in Westberlin und Westdeutschland immer ein kleiner Lichtblick waren.

Nach dem Studium kam ich ins Vikariat nach Letschin. Hier war ich bei der Pastorin Ilse Biedermann, die beinahe so etwas wie Spaß daran zu haben schien, sich unter diesen schwierigen Bedingungen durchzusetzen. Sie war jemand in Letschin, der Leute beraten und so manchen politischen Druck abfangen konnte. Dafür war sie in ganz Brandenburg bekannt. Und ihr Pfarrhaus war nicht nur Wohnhaus, es war ein gesellschaftliches Zentrum. Die Christenlehre machte Frau Goldbecher, außerdem gab es den Frauenkreis, Konfirmandenunterricht, die junge Gemeinde, den Gemeindegliederungsrat, Gottesdienste und vieles andere. Und es war damals üblich, viele Besuche bei den Gemeindegliedern zu machen. Das ist selten geworden, die Zeiten sind anders und die Menschen mit ihnen auch.

Da habe ich gelernt, dass man mit den Leuten leben kann und muss. Und damit habe ich gute Erfahrungen gemacht. Man verkörpert als

Pfarrer nicht nur ein Amt, bei dem eine Trauung oder eine Taufe angemeldet wird, sondern man spricht auch über ganz andere und alltägliche, menschliche Dinge. Wenn es zum Beispiel mal etwas Ungewöhnliches im Laden zu kaufen gab, dann hat man das von den anderen erfahren. Es kommt eben viel auf die Menschen an. Die Letschiner Familie Böhme zum Beispiel war sehr aktiv in der Kirche, und dennoch war der Vater LPG-Vorsitzender. Es gehörte Mut dazu und auch Durchsicht, um in diesem Spannungsfeld zu bestehen. So etwas lernt man nicht in der Schule oder im Studium, das ist keine fachliche Frage, sondern eine der Persönlichkeit: die Welt in das eigene Tun einzubeziehen bzw. auf sie zuzugehen. Damals standen sich scheinbar zwei unversöhnliche Welten gegenüber, aber unsere theologische Haltung war: Es ist doch eine Welt! Auch die größten SED-Leute wollen ihr Leben gestalten, hatten ihre Möglichkeiten und Grenzen, und es sind eben die gleichen Menschen wie wir. Darum ging es. Wenn man die Stelle erkannte, erschien der Mensch. Und man kommt an diese Stelle heran, wenn man wenig redet, sondern wenn man zuhört.

Ich hatte mal eine Zeit die Angewohnheit, die Fotos der wichtigen Leute aus dem Kreis Seelow aus der Zeitung auszuschneiden und sie an die Wand zu heften. Manche fragten: Was soll denn das? Und ich sagte: Das werden nie meine Freunde werden, aber sie sind da, und sie tragen Verantwortung. Es sind Menschen wie ich, die sich auseinandersetzen müssen, also möchte ich sie sehen. Ich will nicht so tun, als klappte das immer, manchmal muss man auch die Türe zuschmeißen und sagen: Ihr habt alle einen Vogel. Aber das Bemühen war immer da. Wenn man allein lebt, ist das vielleicht einfacher, weil man sich nicht rechtfertigen muss.

Ein Jahr war ich in Letschin, es folgten das Predigerseminar und das zweite Examen, und dann habe ich ganz großes Glück gehabt. Ich konnte gut mit dem Superintendenten Bernhard Richter und er hatte irgendwie Freude daran, mit mir zu arbeiten. Und nun war gerade Pfarrstellenwechsel in Seelow. Ich hatte durchaus ein wenig Angst davor, allein in einem großen Pfarrhaus zu leben, wie ich es von zu Hause mit Vater und Mutter kannte. Ich dachte, die sind ja nun nicht da, also hockst du allein in so einem Pfarrhaus, musst das Essen organisieren und alles am Haus machen – wenn der Wasserhahn tropft, und so was alles. Und nun löste sich das auf einmal, weil wir beide in diesem Pfarrhaus leben konnten. Der Superintendent mit seiner Familie wohnte oben, ich unten. Und wir waren so verschieden, dass wir uns zugleich ergänzen als auch in die Arbeit teilen konnten. Er hat zum Beispiel keine Christenlehre

und keinen Frauenkreis gemacht, ich habe das umso lieber gemacht. Mit den jungen Leuten habe ich gern gearbeitet. Ich war ja allein und konnte mich zeitlich sehr gut auf die Gemeinde einstellen. Wenn ich um 17 Uhr noch einen Besuch machte, fragte keiner, ob ich zum Abendessen zurück sein würde. Also, das war eine schöne Zeit. Wir haben auch Konfirmandenfahrten gemacht, zum Beispiel in das Rüstzeitheim in Reitwein. Hier konnte man die Jugendlichen noch mal ganz anders kennenlernen. Wir haben abends zusammen gespielt und einfach Zeit miteinander verbracht.

Ich habe gerne gepredigt, aber es musste nicht der große Auftritt sein, ich wollte immer Kontakt haben, mit den Leuten mehr machen, deshalb habe ich mich nie um die großen Gottesdienste, wie die an den Weihnachtstagen gerissen.

Meine Eltern starben dann, Geschwister hatte ich nicht. Und da ich mich hier wohlgeföhlt und angenommen geföhlt hatte, bin ich hiergeblieben. Es gab immer Leute, mit denen man reden konnte. Ich denke, ich habe von meinen Eltern viel mitbekommen. Mein Vater war strenger und grundsätzlicher, meine Mutter hat sich mehr in die Dinge eingelebt und ihre Rolle gefunden. Sie war nachher noch im Altersheim, in Stepenitz in Mecklenburg. Ich dachte zunächst, was soll das werden, sie hat doch immer so viele Ideen und Vorhaben? Aber sie konnte noch lesen und hat den Leuten angeboten, ihnen aus ihren Büchern vorzulesen und auch zu erzählen. Und tatsächlich kamen die anderen und hörten zu. Sie konnte viele Volkslieder auswendig und lud die anderen zum gemeinsamen Singen ein. Sie ist also nie allein gewesen, weil sie mit dem Leben fertig werden und immer das Schöne finden konnte.

Zur Wende 1989 war ich noch im Amt, in meinen letzten Jahren. Ich habe hier eine Menge von der Begeisterung oder Empörung der Leute abgefangen, da ich viele Besuche gemacht hatte. Der Superintendent hatte eher die sachlichen Aspekte betreut, ich war immer im Gespräch. In Seelow waren die Kreise kleiner als in den Großstädten, aber hier gab es auch Menschen, die zusammenfanden und sich engagieren wollten. Und in dieser Zeit änderte sich viel. Die einen wurden ganz still, andere grüßten auf einmal wieder, das habe ich gern angenommen. Und einige entfalteten einen Mut, der die Schwelle zum Politischen erreichte. Es gibt eben immer solche, die vorangehen und andere, die mitlaufen. Aber alle haben ja ihre Berechtigung. Der Glaube, das wurde damals für viele sichtbar, gehört in einen Bereich, der nicht im alltäglichen Leben aufgeht, darin liegt seine Stärke.

In der DDR war die Kirche eine Solidargemeinschaft, der Zusammenhalt der Christen und der Pfarrer war enger. Heute ist das Leben zerstückelter und der Glaube noch stärker abgetrennt. Man hat seine Arbeit und sein Auskommen, die Kinder sollen ihre Bildung und eine gute Ausgangsposition bekommen. Und in all diesem Bemühen, das ja naheliegend ist, spielt die Kirche, so scheint es mir, kaum eine Rolle. In der DDR-Zeit guckte man, ob sich die Kirche traut, etwas zu sagen, das hatte eine Bedeutung. Heute ist es jedem selbst überlassen. Christ zu sein, das kommt weniger aus den täglichen Anforderungen heraus und bringt keinen Statusgewinn mit sich, wie es früher war. Dass der Pfarrberuf heute keinen bürgerlichen Stand mehr mit sich bringt, ist ja auch gut. Also muss es vorher gelegt werden, in der Familie oder in der Christenlehre muss es eine Berührung geben. Vielleicht hat die Kirche da zu wenig gemacht. Aber das kann ich nicht beurteilen. Es ist alles kleiner geworden, es sind weniger Menschen, und alles ist mehr privatisiert.

Ich bin mein Leben lang hier gewesen, habe mich in der Gemeinde immer wohl gefühlt und mich immer auf die Probleme eingestellt, die die Leute hatten. Und da stieß man ja auf die verschiedensten, von den sozialen bis zu den politischen. Mein Credo war immer: Wir haben zu hören und nicht nur zu reden. Wenn Leute zu einem kamen, hieß es für mich: Erst mal die Klappe halten. Die beste Möglichkeit ist für mich die Kommunikation, mit jedem, da muss ich nicht fragen, bist du fromm oder nicht, und ich muss auch keine klugen Ratschläge geben. Deshalb lebe ich gern in einer Kleinstadt, weil man den Menschen eben begegnet. Sie treffen Entscheidungen, die ich annehmen muss und nicht beurteilen soll. Als Pfarrer ist man eine Resonanzperson mit dem Wissen der Bibel. Das ist eine tolle Position in der Gesellschaft.

Es ist mein Glück, dass ich wenig darstellen oder repräsentieren musste. Ich wollte etwas tun, was den Leuten hilft und ihnen das Vertrauen vermitteln, dass Gott für die Menschen sucht. Das bedeutet, für sie dazu sein, wenn es schwer ist. Aber ich kann mich auch für die Menschen freuen, wenn etwas Gutes geschieht, wenn etwa ein Kind geboren wird. Solange man das Ganze sehen kann, was sich abspielt, solange ist es gut für mich.

Heute bin ich immer noch gern Teil der Gemeinde und auch angenommen. Dafür bin ich dankbar. Ich habe es gutgehabt. Das Leben ist schon interessant, und ich finde es immer noch interessant!

Aufgeschrieben und fotografiert von Kenneth Anders

Kirche prägt Lebenswege!

Franziska Jany, Kinder- und Jugendhospizdienst Märkisch-Oderland



Ich bin in Leipzig in einer katholischen Gemeinde aufgewachsen, wurde also katholisch erzogen. Das war eine schöne lebendige Gemeindezeit. In meiner Kindheit und Jugend habe ich mich da gut aufgehoben gefühlt, es gab viele Aktivitäten in der Kirchengemeinde. Wir haben da alles Mögliche gemacht, von Musik über Tischtennis oder Puppentheater spielen. Es war eine lebendige Großstadtgemeinde. Das hat mich sehr geprägt. Es war ja zu DDR-Zeiten sonst schon etwas dröge, wenn man nicht bei den Pionieren oder anderen politischen Freizeithäusern angedockt hatte. Von daher bin ich eigentlich mit der Kirche erst mal ganz gut groß geworden in meiner frühen Jugend. Irgendwann mit 16 oder 17 Jahren habe ich für mich persönlich gemerkt, dass mich das nicht mehr anspricht, dass ich

den Zugang nicht mehr finde. Dieser Kinderglaube, der mich bis dahin getragen hatte, war vorbei. Ich habe mich immer mehr abgewendet. Außerdem war mir die katholische Kirche zu unpolitisch. Also ich bin in der Leipziger Basisgruppenszene bei den evangelischen Leuten gelandet. Da war ich in einer Gruppe, die sich »Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste« nannte. Und wir waren eigentlich noch die moderatere Gruppe, die anderen waren viel politischer unterwegs, aber wir kannten uns alle und wir haben miteinander Kontakte gehabt. Ich kannte auch viele von denen, die in der Nikolaikirche in Leipzig die Friedensgebete ausgestattet hatten und die ganze Szene, die dann die Demos anging, die Montagsdemos. Junge Leute waren das, so in den Zwanzigern. Und Pfarrer Christian Führer. Und Superintendent Magirus, aber der war eigentlich eher ein Bremsklotz. Pfarrer Führer war der, der vorn stand und sich wirklich für die Jugendlichen eingesetzt und die Kirche geöffnet hat. Dem gebührt die Ehre oder der Dank in dieser Richtung. Dann kam die Wende, da hat sich das komplett umgebaut und die Demos waren schrecklich.

Dass ich nie wieder an der Kirche angedockt habe, so innerlich, lag tatsächlich auch an vielen Dingen in der katholischen Kirche, die ich abgelehnt habe. Diese patriarchalen Strukturen, manche der Glaubenssätze, und die Beichte, die wir als Kinder schon machen mussten. Auch die Tatsache, dass die Frauen nicht vorkommen, dass die Frauen das Fußvolk stellen und massenhaft in der Kirche sitzen, aber letzten Endes da nichts weiter machen dürfen außer beten, sitzen und Handlanger sein. Diese römisch-katholische Kirche mit ihrem Vatikan – also da gibt es vieles, was man kritisieren kann. Aber das ist nicht der Hauptgrund für mich gewesen. Der Hauptgrund war, dass ich persönlich einfach nicht mehr an diese Art der Glaubensvermittlung rankam. Das hatte mit mir nichts mehr zu tun, das hatte mit meinem Glauben nichts mehr zu tun. Ich konnte die ganzen Gebete nicht mehr mitsprechen. Die Texte der Lieder, alles, was früher ging, ging nicht mehr. Ich habe nach Ersatz gesucht und nach einer anderen Sprache, habe mir das manchmal auch übersetzt, mir gedacht, ja, das ist jetzt so und so aufgeschrieben, aber man kann es auch anders sehen. Und in diesen kirchlichen Strukturen, auch in der Gemeinde, konnte ich mich nicht mehr finden. Diese Liturgie, das ist alles so festgelegt – sonntags gingen wir in die Kirche, auf jeden Fall, immer. Vor jedem Essen wurde gebetet, nach jedem Essen wurde gebetet und abends standen wir am Kreuz und haben gebetet.

Später mit der ökumenischen Gruppe ging es im Grunde um Aussöhnung mit den Gruppen von Menschen, die im Dritten Reich die Opfer waren.

Achtsamkeit und Spiritualität

Als ein spirituell Suchender und Beobachtender, so nehme ich mich selbst wahr. Sakrale Orte ziehen mich in ihren Bann, ebenso die in ihnen Behausten, gleich welcher Religion. Ich bin ein Neugieriger, der auf dem Teppich der Blauen Moschee in Amman saß, um sich über die fünf Säulen des Islam zu informieren, oder der den Nebelschwaden hunderter Räucherstäbchen in südostasiatische Tempel folgte. In wenigen Wochen werde ich in Varanasi am Ganges, dem heiligen Fluss der Hindus,

stehen. Vom überwältigenden Prunk des Petersdoms, den ich kürzlich besuchte, nun

herab zu den im Vergleich irdischen Dorfkirchen des Oderbruchs. Überall dort begegnete ich jedoch einem authentischen Glauben. Dieser zieht sich wie eine unterirdische Wasserader um den gesamten Globus, schreibt der Benediktinermönch David Steindl-Rast in seinem Buch »Der Fließweg«. Sie werde an unterschiedlichen Orten von verschiedenen Religionen angezapft. Das Wasser ist immer dasselbe, nur die Brunnen seien sehr verschieden. Dieser Idee einer Ur-Religiosität kann ich mich guten Glaubens anschließen.

Fotografieren ist für mich ein spiritueller Vorgang, besonders seit ich wieder analog auf Film fotografiere. Anders als in der Digitalfotografie, bei der Software-Entwickler vorgeben, wie das spätere Ergebnis auszusehen hat, ist das analoge Fotografieren ein handwerklicher Prozess, der physikalische und chemische Kenntnisse voraussetzt. Das gilt besonders, wenn man die Filme selbst entwickelt. Das Spirituelle zeigt sich dann in der Gewissheit, dass es, wie im Leben, Unwägbarkeiten gibt, die alles zunichtemachen können. Erst Stunden, Tage oder Wochen später weiß man, ob es Bilder geben wird. Es sind das Vertrauen und der Glaube an die eigene Schöpferkraft, vielleicht auch das Hoffen auf Beistand, die diese Spiritualität ausmachen. Ebenso das bewusst sparsame Auswählen der jeweiligen Szenen, durch die Beschränkung auf nur zwölf Bilder pro Film.

Bei diesem besonderen Thema, einen Augenblick des christlichen Lebens im Oderbruch einzufangen, kommt ein weiterer Aspekt hinzu - Achtsamkeit. Ich versuchte, mich sehr behutsam in die jeweiligen

Situationen einzufühlen, mich berühren zu lassen, ein Teil des Geschehens zu werden. Ich war berührt von der Bereitschaft der Menschen, mich zuzulassen und von den Worten der Pfarrer, die ihnen Zuspruch gaben. Dieses achtsame Einlassen war ein Grund dafür, warum ich selten mehr als einen Film pro Termin brauchte. Ich hatte die künftigen Bilder bereits vor meinem geistigen Auge gesehen.

Michael Anker



Kirchhof
Neutornow, 2024



Evangelisches Johanniter-Gymnasium Wriezen
Musicalprobe
Malche/Bad Freienwalde, 2024



Letschiner Posaunenchor
Nach dem Gottesdienst
Kienitz, 2024



Kirche Kienitz
Café Himmel und Erde
Kienitz, 2024



Taufengel
Altwustrow, 2024